

Illustrirtes Sonntags-Blatt

Wöchentliche Beilage zum
 „Südungarischen Lloyd“.

№ 46. 1886.

Lorbeer und Myrte.

Novelle

von

A. v. d. Esbe.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)



Viktor hätte geringer geartet, hätte verständiger sein müssen, wenn ihm nach solchen Gedanken nicht die Ahnung aufgestiegen wäre: Stephanie liebt uns Beide nicht, sie sucht nur die beste Parthie festzuhalten, welche sich ihr bietet.

Dieser Gedanke drohte den Zauber zu zerlösen, in welchem sie ihn gefangen hielt; er bereitete ihm ein bitteres Weh und beschäftigte ihn Tag und Nacht mit erstem Nachsinnen.

In dieser Weise mit sich beschäftigt, saß Viktor im Tempel auf dem Hofenbügel, als Tante Waldemar mit einem Brief in der Hand zu ihm trat.

Die alte Dame war sichtlich erregt und sagte auch sogleich, sie komme, ihm eine Mittheilung zu machen, die ihr recht an's Herz gehe. Sie fuhr fort: „Hier ist ein Brief vom Bruder der lieben Frau v. Lorsch, den ich im vorigen Jahre kennen lernte. Lies selbst!“ Sie reichte ihm das Blatt und Viktor las:

„Hochverehrte Frau Baronin!

Die gütige Theilnahme, welche Sie meiner Schwester zuwenden, die mütterliche Freundlichkeit, mit welcher Sie der Vereinfamten Ihr Haus öffneten, ermuntert mich, Sie um Ihren Rath, Ihre Hilfe zu bitten gegen einen Plan, den meine Schwester mir kürzlich mittheilte.

Agnes hat zum Herbst in Berlin eine Stelle angenommen; sie, die Wohlthürte, will ihre Häuslichkeit aufgeben und zu einer armen Beamtentwitwe gehen, die gelähmt ist und sechs Kinder zu erziehen hat. Meine Schwester schreibt mir, sie sehne sich danach, ihre Kräfte anzuwenden, und einem Kreise von Menschen, dem sie fest angehört, wohl zu thun. Jetzt ist eine Verwandte der betreffenden Dame dort, wenn dieselbe aber im Herbst heirathet, will Agnes den Platz derselben ausfüllen.

Sie werden mir zugeben, gnädigste Frau, daß ich mich mit diesem Schritt nicht einverstanden erklären kann.

Meine Schwester läßt sich von ihrem guten Herzen zu einer Extravaganz hinreißen; sie darf die Sphäre nicht verlassen, in welche sie gehört! Es sind zwischen uns schon einige Briefe über dies unerzürliche Thema gewechselt, welche zu nichts führten; die sonst so sanfte, süßsame Agnes ist plötzlich von eigensinniger Beharrlichkeit.

Ich setze meine ganze Hoffnung auf Sie, hochverehrte Frau Baronin, helfen Sie mir, daß jener tolle Plan nicht ausgeführt, daß Alles rückgängig gemacht wird! Hat Agnes ein Interesse für die Familie gefaßt, mag sie dieselbe unterstützen, auch ich würde eventuell zu einem Opfer bereit sein, um meine Schwester nicht in einer unwürdigen Lage zu sehen.

Empfangen Sie, gnädigste Frau, im Voraus den wärmsten Dank, und gestatten Sie, daß ich mich mit vorzüglicher Hochachtung nenne Ihren ganz ergebenen Diener

Baron Oskar Hochburg.“

„Was ist dabei zu thun?“ fragte Tante Waldemar zaghaft, als Viktor ihr den Brief zurückgab.

„Ich glaube sehr wenig,“ entgegnete dieser ernst. „Wenn ein tüchtiges, hochherziges Weib, wie Frau v. Lorsch, ihre Zeit nicht mit Spielereien und Selbstpflege vergeuden will, so hat sie Recht. Sie kann und wird Segen stiften, wohin sie kommt.“

„Meinst Du nicht, daß ich im Namen des Bruders mit ihr sprechen muß?“

„Thue das, aber ich glaube, es wird nichts helfen.“

Die alte Dame ging, die junge Freundin aufzusuchen. Sie fand Frau v. Lorsch im Garten und trat freundlich auf sie zu.

„Lesen Sie, mein Kind,“ sagte sie und hielt ihr das Blatt hin.

„Ich bin aufgefodert, mit Ihnen zu schelten.“

„Ah, ich weiß, was Sie meinen!“ rief Agnes nach dem ersten Blick

auf die Schriftzüge mit leichtem Erröthen. „Oskar schrieb mir, er werde Ihre Bundesgenossenschaft nachsuchen. Ich glaube aber, theure Baronin, Sie werden mein Bedürfnis zu wirken, zu nützen, unter Menschen zu leben, denen ich unentbehrlich bin, verstehen. Sie werden mich nicht schelten, mir nicht abrathen, sondern meinen Schritt berechtigt und begreiflich finden. Was Sie aber auch sagen oder denken mögen: ich habe mich verpflichtet, ich will und muß mein Wort halten.“

Die Baronin sah ein, daß Viktor Recht gehabt hatte, als er meinte, sie werde nichts ausrichten. Mit Interesse hörte sie jetzt, wie Agnes die Verhältnisse im Hause der kranken Dame schilderte. Frau v. Lorsch beabsichtigte auch mit ihren reichen Mitteln zu helfen, sie wollte die Kinder wie eigene erziehen und der leidenden Mutter wie eine ältere Tochter zur Seite stehen. Mit Wärme sagte sie:

„Zuerst sind wir Menschen, die einander stützen und beistehen sollen, dann erst dieser oder jener Gesellschaftsklasse angehörig. Wie kann mich etwas erniedrigen, das aus reinster Absicht geschieht und mich in reine, natürliche Beziehungen bringt? Mein Bruder wird nach und nach meine Handlungsweise verstehen lernen. Er hat mich immer lieb gehabt, und wird später froh sein, mich in selbstgewählter Thätigkeit befriedigt zu sehen.“

An diese Unterredung knüpfte Frau v. Lorsch die Mittheilung, daß sie nun in ihre eigene nahegelegene Wohnung überzusiedeln denke, um rechtzeitig ihre Verhältnisse für die bevorstehende Veränderung zu ordnen.

Die Baronin erkannte das Zweckmäßige dieses Entschlusses, und bat nur: Frau Agnes solle, so lange sie noch hier sei, täglich als hochwillkommener Gast in der Villa Rosenberg vorkommen.

Als die Präsidentin zum dritten Male kam, war zufällig auch Frau v. Lorsch zugegen, die Damen kannten sich und ganz natürlich fanden sich die jüngeren zusammen. Agnes gab sich in ihrer milden Weise alle Mühe, Stephanie freundlich zu ermuntern und zu einem eingehenden Gespräch zu veranlassen; es kam nicht weiter als zu kühlen Alltagsreden. Mit Ja oder Nein wurden die theilnehmenden Fragen der jungen Frau kurz beseitigt. Stephanie war sichtlich zerstreut; sie wandte ihre ganze Aufmerksamkeit Viktor zu. Dieser, statt darüber entzückt zu sein, wie er es noch vor ein paar Wochen gewesen wäre, empfand etwas wie Verletzung in Agnes' Seele, daß ihre Güte nicht anerkannt wurde. Er wagte sogar das gefährliche, seltene Spiel, das schöne Mädchen und die junge Frau zu vergleichen.

War denn hier ein Vergleich möglich? Stephanie ganz Keiz, gewollter, wohl überlegter, gräßlicher Keiz. Agnes volle, wahrhaftige Natur. Stephanie in Formen und Farben blendend; Agnes fesselnd, erquickend. Wie sorgsam, mit welch zarter, fraulicher Würde schaltete diese am Theetisch. Unbemerkt war Jeder nach seinem Geschmac von ihr bedient. Wie bemüht war sie, zugleich die Unterhaltung neu anzuregen und unangenehme Berührungen zu vermeiden. Wer sie beobachtete, konnte den Blick schwer wieder von ihr lösen.

Als Stephanie sah, daß er, dessen Beachtung sie auf sich zu ziehen strebte, sich ihr nicht ausschließlich zuwandte, begann sie wieder ihr oft erprobtes Spiel. Heute sah aber Viktor nur Komödie, Beflissenheit, Manier, ohne Sinn und Wirkung. Er behielt sich immer kühler und ablegender, und sein Benehmen verfehlte nicht, einen gewissen Druck auf den kleinen Kreis auszuüben, in dem Agnes am arglosesten blieb.

Die Gäste empfahlen sich. Frau v. Lorsch promenierte mit Isidore und deren Mann im Garten. Tante Waldemar trat befreundet und eine Frage auf den Lippen zu ihrem sinnenden Diebling.

Da schlang er seinen Arm um ihren Hals, zog sie zu sich heran und flüsterte ihr zu: „Mutter, ich bin frei; ich sehe klar — ich liebe Stephanie nicht mehr!“

Die alte Dame erschraf. Sie hatte kein Glück für so gesichert gehalten. „Um Gott, Kind, was hat sie Dir gethan?“

„Mir nichts; für mich zu viel,“ lächelte er. „Wir passen nicht mehr zu einander, das ist Alles! Wenn die Damen wieder kommen, empfangen sie allein.“

Als die mütterliche Frau erkannte, daß er, für dessen Glück sie bereit gewesen war, jedes Opfer zu bringen, dieses nicht forderte, wurde

ihr mercklich leichter um's Herz. Sie sah, er war nicht mehr düster, verzweiflungsvoll, elend. Er erholte sich und gewann eine gleichmäßige Zufriedenheit ohne Stephaniens Liebe — das war ein Gewinn, für den sie nicht dankbar genug sein konnte.

Bei dem nächsten Besuch fand die Präsidentin mit ihrer schönen Tochter die Baronin allein in ihrem Salon; erstaunt sich umschauend, fragten die Damen nach dem lieben Herrn v. Strießen, ob er krank sei, ob man ihn vielleicht auffuchen, ein wenig erheitern könne?

Tante Waldemar verneinte dankend, und blieb während des mercklich abgefürzten Besuchs in höflicher, aber ablehnender Haltung.

Die Präsidentin begriff, daß sie ihr Spiel verloren habe. Noch einmal wagte sie es später mit Stephanie wieder zu kommen; derselbe Empfang belehrte sie, daß nichts mehr zu hoffen sei.

Schwiegend hatten beide Damen die Villa Rosenberg verlassen; als sie in der Allee der Stadt zuingen, hub die Mutter in verbrießlichem Ton an: „Strießen will nicht. Du mußt sehr ungeschickt gewesen sein. Zuerst war er bis über die Ohren in Dich verliebt.“

„Ich habe mein Möglichstes gethan, so langweilig es auch draußen war,“ entgegnete die Tochter gereizt.

„Wir müssen uns jetzt um den Stiftsplatz für Dich bemühen; wir haben noch manche Con-
nexionen, später könnten wir vergessen werden.“

„Du gibst mich zu bald auf, Mama,“ schmollte Stephanie. „Ich bin eben zwanzig und noch gar nicht verblüht.“

„Man muß Glück haben und seine Sache mit mehr Vorsicht betreiben. Beides scheint Dir abzugehen. Der Stiftsplatz ist eine anständige Zuflucht auf alle Fälle.“ —

Viktor fand jetzt ein heiteres Genügen im Familientreife. Auf seinen Wunsch brachten die Eltern ihm seine Mappen, seine Skizzen, sein Malgeräth mit von Strießenhorst. Er ließ sich eine breitgestellte Staffelei herrichten, an der er mit aufgelegtem Bein arbeiten konnte, und erkannte zu seiner Freude, daß er nichts verlernt habe. Ja es wollte ihm scheinen, als sei ihm für Manches eine bessere Einsicht aufgegangen. Da ihm die lebenden Modelle zu seinen Thierstücken fehlten, entstanden kleine Genrebilder unter seinen Händen. Vorläufig waren es noch Kopien, aber nicht ohne selbstständige Zugabe und mit dem vollen Reiz seines nicht unbedeutenden Talentes ausgestattet. Er fing sogar an, sich im Porträt zu versuchen; Tante, Isidore und auch Agnes mußten ihm sitzen. Dabei wurden Musik und Lektüre nicht vernachlässigt; und Viktor bedauerte bald die Kürze des Tages, die ihm nicht gestattete, so viel zu unternehmen, wie sein lebhaft angeregter Geist verlangte.

Am 6. August beging der kleine Kreis im Hause der Baronin den Jahrestag der Schlacht bei Wdrth, in welcher der Rittmeister v. Lorsch den ehrenvollen Tod für sein Vaterland gefunden. Viktor schilderte Agnes zum ersten Male, was er von ihres Vaters Ende gesehen und erfahren, und welchen erhebenden Eindruck ihm der rasche, freundliche Heldentod des tapferen Mannes gemacht habe.

Die junge Frau fand einen wehmüthigen Genuß darin, diesen Schilderungen zu lauschen. Wie wohlthugend verührten sie die Wärme und Theilnahme, welche ihr daraus entgegenstrahlte! Sie hatte damals, als die Kunde ihres Unglücks sie erreichte, nicht an die Möglichkeit gedacht, jemals mit solchem Frieden in der Seele auf dies Ereigniß zurückblicken zu können, wie er ihr jetzt, im Anschluß an die neugewonnenen Freunde zu Theil ward.

Im September erhielt Frau v. Lorsch eine Nachricht aus Berlin, welche die Verwirklichung ihrer Zukunftspläne weiter hinausshob und sie zu neuen Einrichtungen für den Winter veranlaßte. Die Hochzeit jener jungen Verwandten, welche sie im Hause der kranken Dame zu vertreten hatte, sollte bis zum Frühjahr hinausgeschoben werden.

„Nun bleibe ich doch den Winter über noch in Ihrer Nähe, Ihre Baronin,“ sagte Agnes bewegt zu Tante Waldemar. „Und wie schwach, wie inkonsequent der Mensch ist, ich freue mich von ganzem Herzen darüber!“

Der kleine Kreis der Villa Rosenberg bezeugte sich nicht minder erfreut, und man beschloß, sich in traulichem Verkehr den Winter so angenehm wie möglich zu machen.

Viktor's völlig geheilte Wunde hatte endlich die nöthige Schmerzlosigkeit, sein Körper die Gesundheit und Kraft gewonnen, Versuche mit dem künstlichen Bein wagen zu dürfen. Ganz allmählig gewöhnte er sich an dies Hilfsmittel, und kleine Gehversuche, vorläufig mit zwei Krücken und unter Obhut der Diener, wurden unternommen. Bei der Wiederkehr des Jahrestages seiner Verwundung konnte er auf ebenem Boden mit nur einer Krücke gehen. Dieser Fortschritt war die Quelle großer Freude für ihn selbst und die Seinen. Das Bedürfniß sich zu rühren, das in seiner unruhigen, lebhaften Natur so tief wurzelte, fand endlich wieder einige Befriedigung.

Am diesem Tage überraschte ihn die gute Tante Waldemar mit der gerichtlichen Schenkungsakte über ein hübsches kleines Gut, das sie ihm längst als ihrem Haupterben bestimmt hatte. Nun aber, da er kein aktiver Militär mehr war, und sich soweit erholt hatte, daß er einer kleinen Landwirthschaft vorstehen konnte, fand sie es an der Zeit, ihm schon jetzt den Besitz zu überweisen.

Viktor umarmte die gute alte Dame mit lebhafter Freude. „O!“ rief er, „Herzengmüthchen, wenn ich auch nur mit einem Fuß auf meinem eigenen Grund und Boden stehen kann, so ist dieser Besitz doch ein unendlicher Segen für mich!“

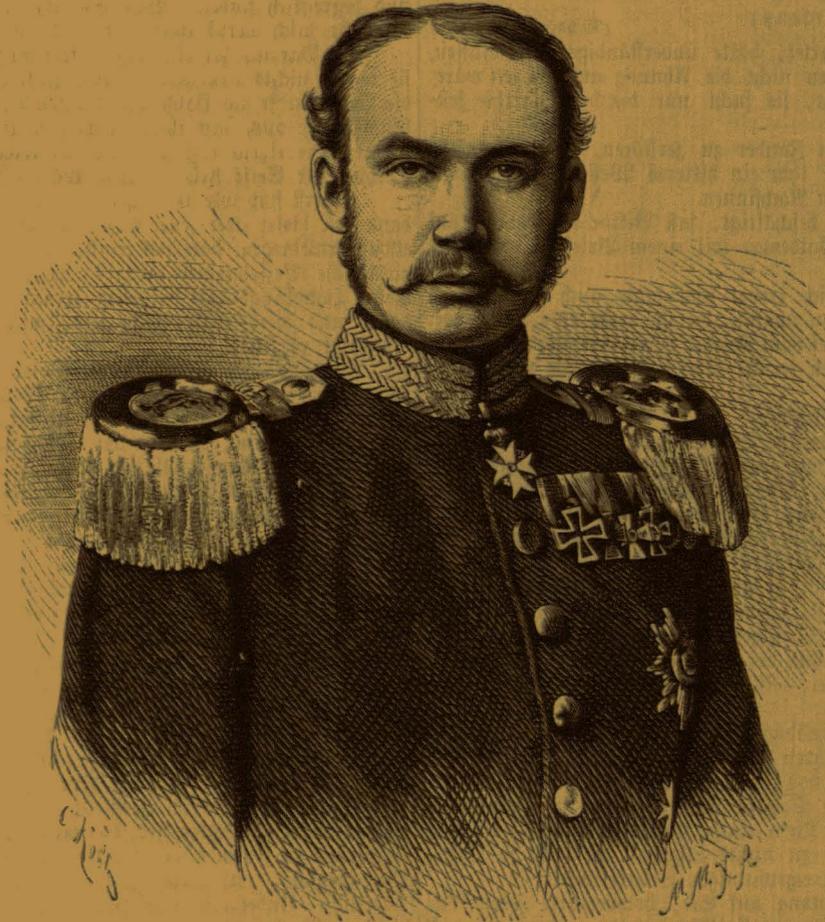
Er war in dieser Zeit so heiter und zugleich so ergehen, fast ausgelöscht mit seinem Schicksal, daß er über sich selbst scherzte. So verstrich ihm der erinnerungsreiche Januar.

Die Tante wollte heute, am 2. Februar, zu Isidore gehen, die den Geburtstag ihres ältesten Knaben feierte.

„Ich denke Agnes kommt bald,“ sagte sie vorher zu Viktor, ihn gewissermaßen über ihr Fortgehen tröstend.

Er, im Salon am Fenster sitzend, ein Buch in der Hand, nickte ihr vergnügt zu und ließ das Geburtstagskind grüßen.

Mit gutem Willen versuchte er's, sich in die landwirthschaftliche Auseinander-



Friedrich Franz III., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. (S. 184)

setzung zu vertiefen, ließ aber bald das Buch sinken und blickte in das Schneegestöber hinaus.

Jene langen und hangen Tage im vorigen Winter, als er im Hospital von seinem Schmerzenslager aus den Schnee vorüber wirbeln sah, wurden in ihm lebendig, und er verglich sein damaliges Hoffen und Wünschen mit seinem gegenwärtigen.

Mit Erstaunen erkannte er sich als einen völlig verwandelten Menschen, und in ruhiger Selbstprüfung schaute er auf den zurückgelegten Weg.

Wodurch war er Herr geworden der trostlosen Verzweiflung, der Bitterkeit, des Lebensüberdrußes? Wann war zuerst ein neues Interesse in seiner Seele wach geworden? Wer hatte ihm den Pfad gezeigt zur resignirten Zufriedenheit, ihn verstreuen lassen, daß auch ohne Glück, ohne eigene Befriedigung, Glücksgefühl möglich sei?

Alle diese Fragen beantwortete er sich mit dem Namen: Agnes! In diesem Augenblicke trat die, mit der seine Gedanken sich beschäftigten, in den Salon.

Sie kam zu Viktor heran und setzte sich ihm gegenüber in die breite Fensterische. Ihr blondes Haar schimmerte feucht, ihr zartes Gesicht war rosig angehaucht von der Kälte; ihr ganzes Wesen athmete

eine wohlthuende Frische. Sie plauderte unbefangen, und er verlor sich in ihren Anblick.

Er fühlte in diesem Augenblicke zum ersten Male klar, daß er die junge Frau über alles in der Welt liebe. Sie, die Wahre, die Selbstlose, Warmherzige, welch ein anderes Weib war sie, als die Thörin Stephanie!

Nach einiger Zeit begann er Agnes zu erzählen, daß er, einsam in das Schneegebirge blickend, sich der Erinnerung an das vorige Jahr hingeeben. Er gestand ihr, daß er Stephanie geliebt, daß er damals seine Hoffnung auf Lebensglück an die Treue, den Besitz dieses Mädchens geklammert habe.

Agnes war von diesem Bekenntniß jetzt nicht mehr überrascht. Tante Waldemar hatte ihr die Besuche der Präsidentin im richtigen

Richte gezeigt. Sie sprach dem Freunde ihre Theilnahme aus und bedauerte ihn wegen seiner Kämpfe und Täuschungen. Tröstend fuhr sie fort: „Auch ich habe weder Sympathie noch Vertrauen zu dem jungen schönen Mädchen gewinnen können; so mag Ihnen durch rechtzeitige Einsicht in Stephanians Wesen Ihr Lebensglück gerettet sein!“

„Ich hoffe es,“ sagte er mit großem Nachdruck. „Oder ist mir eine viel herbere Täuschung aufgepart? Agnes,“ flüsterte er und ergriff ihre Hand. „Sollte auch Ihr Herz, wie meines, zum zweiten Male einer großen, innigen Empfindung fähig sein? Sie sind mir unsäglich theuer geworden; wir sind Beide Schiffbrüchige, wollen wir in einem Hafen Rettung suchen?“

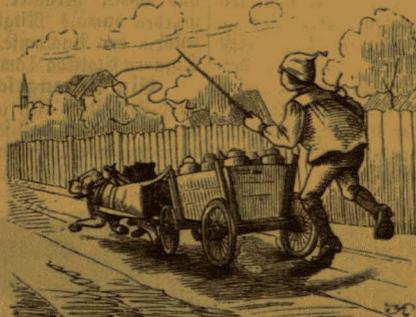
Die junge Frau erschraf, aber sie ließ ihm ihre Hand. „Ist es möglich?“ stammelte sie.

Humoristisches.

Der verunglückte Milchtransport. Von Max Scholz.



Hat man zwei Hunde vor dem Wagen,
Braucht man die Milch nicht selbst zu tragen.



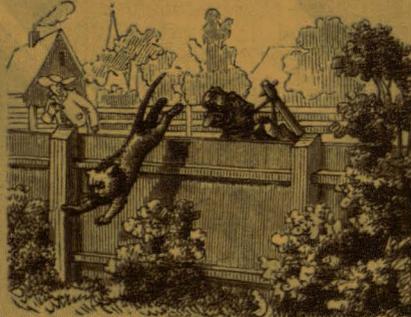
Der Michel konnte d'rob sich freu'n
Und trabte lustig hinterdrein.



Ein Rater läuft die Straße quer,
Hallo — die Hunde hinterher.



Umsonst wird „halt!“ und „bre“ geschrie'n,
Geldst ist alle Disziplin.



Ein Gartenzaun dem Rater winkt,
Den er mit Schnelle überspringt.



Tyras und Nero aber sind
Im Klettern auch gar sehr geschwind.



Es hängt manchmal was über'n Zaun,
Doch so was dürft' man selten hau'n.



Der Michel leider kommt zu spät,
Daß er die Milch noch reiten thät.



Die Heimsfahrt brachte allen Drei'n,
Theils Aerger und theils Hiebe ein.

„Es ist möglich, Agnes!“ sagte er fest. „Sie können jeden Menschen nach seiner Eigenart, jeden anders und doch darum nicht minder lieben. Danken wir Gott für dies Geschenk einer zweiten großen Empfindung, eines zweiten Glücks, möge es dauerhafter als das erste sein!“

Sie widersprach ihm nicht; sie fühlte, daß sie seinem Werden nicht widerstehen könne, daß sie zusammengehörten für das Leben, daß sie ihn liebe.

Als er noch einmal um ihr Ja bat, gab sie es ihm. Sein Herz flammte auf in Seligkeit, als er sie sein nennen durfte. Beiden erschien die Zukunft in einem neuen, schöneren Lichte, ein Hoffen verband sie.

Laute Schritte und Worte im Flur störten sie auf. Johann trat mit der Lampe ein, und hinter ihm folgte Fidore in sichtlich

regung. Das neuerbundene Paar ging Hand in Hand der Schwester entgegen. Diese zog aus ihrem Muff ein Papier und ein rothes Etui und hielt es mit freudestrahlenden Augen vor ihrem Bruder empor.

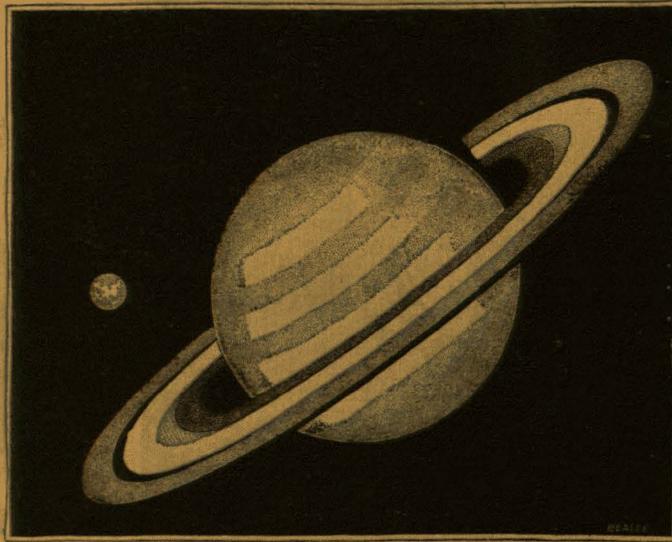
„Was habe ich hier?“ rief sie frohlockend; „nein, Du räthst es nicht! Ich schickte im Sommer, als Du so muthlos warst, Dein letztes Bild, Pferde auf der Weide, zur Kunstausstellung; sieh hier, es hat eine ehrenvolle Erwähnung und eine Medaille bekommen.“ Triumpfhierend ließ sie die Bronze vor seinen Augen tanzen.

Er nahm die Medaille in die Hand. „Fidore, treue Schwester,“ sagte er bewegt, „habe Dank, Du bringst mir da, in das glänzende Metall geprägt, den ersehnten Vorbeertranj, und Agnes, meine Braut, will mir die Myrte reichen!“

Mannigfaltiges. (Nachdruck verboten.)

Friedrich Franz III., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. (Mit Porträt auf S. 182). — Nach dem am 15. April 1883 erfolgten Tode des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin folgte ihm in der Regierung sein ältester Sohn aus erster Ehe mit der Prinzessin Augusta von Reuß-Schleiz-Rödritz als Friedrich Franz III. Derselbe ist geboren am 19. März 1851, hat mehrere Universitäten besucht, ist vielseitig gebildet, ein warmer Freund der Musik und der bildenden Kunst. Er hat seine militärische Ausbildung in Preußen erhalten, wo er bis Anfang 1879 dem Garde-Kürassier-Regimente angehörte; später war er Oberstlieutenant à la suite des genannten Regiments, wie des 4. brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 24. Nach seinem Regierungsantritt ward er vom deutschen Kaiser unter Ueberprüfung der Charge als Oberst zum Generalmajor und Chef des von seinem Vater innegehabten hannoverschen Husaren-Regiments Nr. 15 ernannt. Großherzog Friedrich Franz III. ist seit dem 21. Januar 1879 vermählt mit der Großfürstin Anastasia Michailowna, geboren den 28. Juli 1860, Tochter des Großfürsten Michael von Rußland und der Großfürstin Olga Feodorowna (früher Prinzessin Cécilie von Baden). Dieser Ehe sind bisher zwei Kinder entprossen: Herzogin Alexandrine, geb. den 24. Dezember 1879, und der Erbprinz Friedrich Franz, geb. den 9. April 1882.

Saturn und Erde in ihrem wahren Größenverhältniß. (Mit Abbildung). — Saturn, der zweitgrößte unter allen Planeten, ist nicht wie Venus, Jupiter oder Mars durch große Helligkeit ausgezeichnet, wird aber an unserem nächtlichen Sternenhimmel auch von dem unbewaffneten Auge leicht an dem milden, ruhigen Lichte von etwas gelblicher Färbung erkannt, in dem er gleich einem mittleren Sterne der ersten Größe leuchtet. Unsere Abbildung macht das Größenverhältniß unserer Erde zu diesem gewaltigen Planeten, der auch in seiner größten Erdnähe immer noch 1180 Millionen Kilometer von uns entfernt und durch den frei über seinem Äquator schwebenden Ring besonders merkwürdig ist, ersichtlich. Der Saturn, dessen Durchmesser am Äquator 118,300 Kilometer beträgt, während der polare sich auf 105,500 Kilometer beläuft, ist in seinem Volumen 720mal größer als unsere Erde, die ihm gegenüber ungemein winzig aussieht. Betrachtlich geringer erscheint aber seine Ueberlegenheit, wenn man nicht seine Größe, sondern die Dichtigkeit seiner Masse in Betracht zieht. Die Materie des Saturn ist nämlich nach den neuesten Untersuchungen ungemein locker, denn ihre Dichte beträgt nur 0,13 der mittleren Dichte unserer Erde und erreicht mithin nicht einmal diejenige des Wassers. Der aus demselben Stoff wie der Saturn selbst bestehende Ring, der aber eigentlich ein System von mehreren konzentrischen Ringen ist, welches die Achsendrehung seines Planeten mitmacht, hat insgesamt etwa eine Breite von 6000 Meilen, und aus seiner Masse ließen sich etwa fünf Kugeln von der Größe unserer Erde bilden.



Saturn und Erde in ihrem wahren Größenverhältniß.

Ein bereitwilliger Zahler. — Der alte Joel, vieljähriger Wirth auf der Schmiede, jenem vielbesuchten Aussichtspunkte des Thüringer Waldes, besaß neben seiner Grobheit, welche ihn berühmt gemacht hat, auch ein herrliches Theil Mutterwitz. Staatskassen leiden bekanntlich gern an der Auszehrung, und es gehört die ganze Weisheit der Staatsmänner dazu, stets neue Arten ausfindig zu machen, um jene zu füllen. So hatten denn auch die Herren in dem Herzogthum, welchem die Schmiede zugehörte, einmal herausgebracht, daß die Pächter der dem Staate gehörenden Güter, Wirtschaften und Wirtschaftshäuser mit ihren Pachtgebern ein gut Theil könnten hinaufgeschraubt werden, und diesem Schicksal mußte auch die Schmiede, welche Staatsgut war, verfallen. Keiner der Steuerbeamten jedoch getraute sich diesen Beschluß mündlich oder schriftlich zu überbringen, denn Joel, der bei seinem Herzog in höchster Gunst stand, war im Stande, den Voten mit seinen derben Fäusten zu bearbeiten und kurzer Hand an die Luft zu setzen. So unternahmen es denn, aus der Erledigung dieses Geschäftes eine Vergnügungstour machend, zwei höher gestellte Herren selbst, den Joel auf der Schmiede aufzusuchen und ihn mit vorsichtigen Worten auf ihre wahre Absicht vorzubereiten. Wider Erwarten nahm Joel mit größter Ruhe ihre Mittheilungen entgegen, und den Schluß errathend, frag er, da habe man wohl auch bei ihm an eine „Steigerung“ gedacht. Die Herren rühten mit einem etwas vorsichtigen „Ja“ und „Allerdings“ heraus, immer noch fürchtend, der Zorn des hagebuckenen Mannes könne sich entladen. Allein Joel lachte im ganzen Gesicht und meinte im biedersten Ton: „Nun, was mich betrifft, so sollen die Herren sich in mir nicht getäuscht haben, denn ich bin ein treuer Staatsbürger und will's auch hier beweisen, und will deshalb aus freien Stücken das Doppelte von dem zahlen, was ich seither als Pacht gegeben habe.“ Ueber solche überschwengliche Güte fielen die Herren denn dem alten Joel fast um den Hals und verabshiedeten sich von ihm nach einer vergnügt verlebten Stunde in der besten Laune. Als sie nun aber — was man früher hätte thun sollen — nachforschten, wie viel Joel jährliche Pacht zahle, da fand sich nirgends ein Nachweis, bis man nach vielem Umhersuchen und Fragen aus dem Munde eines alten Regierungsekretärs erfuhr, daß der alte Joel durch die Gnade des Landesherren seither gar keine Pacht gezahlt habe. [Br.]

Unersüchtete Gratulation. — Der Generalstabsarzt v. Wiebel, Leibarzt Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen, war ein ungemein ehrgeiziger

Mann. Er besaß zwar den rothen Adlerorden in Brillanten, strebte aber auch nach dem schwarzen, dem höchsten des preussischen Staates. Am Morgen des Ordensfestes 1845 besuchte es pflichtgemäß den König, der ihn nach wenigen Minuten mit den Worten verabschiedete: „Nun adieu einstweilen, lieber Wiebel, gleich sehen wir uns ja wieder.“ — „Beim Ordensfest, Majestät? Nein, da gehe ich nicht hin!“ versetzte der Arzt. — „Warum denn nicht?“ — „Ich frage ja doch nichts!“ — „Wirklich nicht? Er, da will ich doch mal nachsehen. Dort liegt die Kiste, geben Sie sie her.“ — Dem Arzte pochte das Herz; hatte der König endlich ein Einsehen? Dieser durchließ das Verzeichniß mit den Widen und sagte dann lächelnd: „Sie stehen wahrhaftig nicht drin. Nun, dann gratulire ich bestens, dann brauchen Sie auch nicht zu kommen.“ L. M.

Weibliche Professoren. — Die Schulen Vologna's haben sich immer durch eine Eigenhämlichkeit ausgezeichnet, nämlich durch die verhältnißmäßig bedeutende Anzahl ihrer weiblichen Mitglieder und Professoren. Im 14. Jahrhundert hatte Giovanni d'Andrea, Professor der Jurisprudenz, zwei Töchter, von denen die eine, Novella, wenn ihr Vater verhindert war, Vorlesung zu halten, seine Stelle vertrat, und zwar hinter einem Vorhang sitzend, damit die Augen ihrer Zuhörer über ihre Schönheit die Jurisprudenz nicht vergessen sollten. In späteren Zeiten haben dazwischen mehrmals Frauen von ausgezeichneten Kenntnissen Professuren inne gehabt. So hielt die Doktorin Laura Bassi, bis sie alt und schwach wurde, mathematische Vorlesungen, und ihre Zuhörer hoben sie zuletzt, als sie die Stufen nicht mehr ersteigen konnte, auf das Rathbeben und wieder herunter. Viele gelehrte Frauen Frankreichs und Deutschlands wurden damals Mitglieder der Universität. Madonna Manzollina war Professorin der Anatomie. Neuerlich hatte die Professor der griechischen Sprache Signora Clotilda Lambroni inne, deren Strenge noch jetzt in Andenken ist. R. St.

Ein Gegengeschenk Franklin's. — Während des nordamerikanischen Freiheitskrieges ließ alljährlich der englische Minister Walpole diejenigen Verbrecher in den englischen Zuchthäusern, welche als unverbesserlich angesehen wurden, auswählen, auf ein Schiff setzen und an der Küste der aufständischen Provinzen in Nordamerika landen. Dieses eigenhümliche Verfahren, sich der Verbrecher zum Nachtheile seiner Mitmenschen zu entledigen, erregte den Zorn der amerikanischen Kolonisten in nicht geringem Maße, ohne daß man indeß geeignete Repressalien gegen diese Maßregel finden konnte. Auch Franklin war tief empört darüber und schrieb dem englischen Minister, „daß, je dankbarer seine Landsleute für das Geschenk der englischen Verbrecher seien, desto bereitwilliger sie zu einem passenden Gegengeschenk seien. Die freundlichen Thiere, die er sich anbei im Auftrage seiner Nation zu übersenden erlaube, seien für Nordamerika dasselbe, was die Verbrecher für England. Der Minister möge sie in den königlichen Gärten aussetzen.“ Die beifolgende Kiste enthielt — Klapperschlangen. W.

Kleine Ursachen, große Wirkungen. — In der ersten Zeit der Regierung des Königs Philipp IV. von Spanien war Graf Verma der allmächtige Minister, so daß man nicht mit Unrecht ihn den eigentlichen König nannte. Das Volk war sehr unzufrieden über den Einfluß des herrschenden Günstlings, und ebeno erbittert waren die Cortes über den Uebermuth Verma's, aber Niemand wagte ihn offen beim Könige anzugreifen. Pöblich verlor Verma seinen Einfluß und seine Stellung, ohne daß man den rechten Sachverhalt, wie es mit dem Sturze des Ministers zugegangen, wußte. Erst später erfuhr man den Grund für des Königs Ungnade; als Philipp an einem Nachmittage von der Jagd zurückkehrte, fand er in seinem Zimmer einen Brief mit der Aufschrift: „An den König von Spanien, Philipp IV., in Diensten seines Ministers Verma.“ Der König steckte, ohne Jemanden ein Wort zu sagen, den Brief ein, prüfte genau die Maßnahmen des Ministers und entließ Verma plötzlich, als sich das durch dieses Schreiben bewirkte Mißtrauen bei seinen Nachforschungen bestätigte hatte. J.

Forsiben-Räthsel.

Mit Bei soll immer es bewähren, Doch wenn vom Schönen und vom Guten Durch Gerechtigkeit sich und Verstand; Mit Ver es in dem Herzen nähren, So mögen es des Wassers Fluthen Bringt Fluch und Schmach in jedem Land. Stets tragen weit mit Un hinaus. R. Paul.

Auflösung folgt in Nr. 47.

Arithmogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9 eine Kulturpflanze. 2. 3. 5. 2. 4. 5. 6. 2. 3. 4 ein Mineral. 3. 4. 5. 2. 9. 6. 2. 4 eine Thierklasse. 4. 2. 5. 6 eine Thierwohnung. 5. 6. 7. 8. 9 eine Stufe. 6. 7. 4. 2 ein Fuß. 7. 5. 6. 2. 4 eine Himmelsrichtung. 8. 7. 7. 9 ein berühmter Seefahrer. 9. 3. 2. 5 eine Art Sand. Franz Marx.

Auflösung folgt in Nr. 47.

Auflösung des Räthfels in Nr. 45: Der Ohm (Oheim) — das Ohm.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Emil Höpfer in Temeßvár. Redigirt, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schölein in Stuttgart.